Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 11

Artikel: Krieg und Frieden im Staatsdenken von Kant bis Hegel [Schluss]
Autor: Nef, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759629

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sion Le Cèdre zu Vevey im Jahre 1872: „Deutsch sein ist mehr als Preusse sein, darum wurde der deutsche Bund gebildet; Europäer sein aber ist mehr als deutsch sein: Mensch sein ist mehr als Europäer sein. Du kannst die Nation nicht wechseln, denn alle „Nationen" sind Feinde, und man geht nicht zu Feinden über —. Es bleibt also nur übrig dich zu neutralisieren. Lass uns Schweizer werden!" *)

Krieg und Frieden im Staatsdenken von Kant bis Hegel

Von Hans Nef

(Schluss)

Unter einem neuen Aspekt wird nun Johann Gottlieb Fichte zu betrachten sein. Er hat in staatsphilosophischer Hinsicht eine bedeutsame Entwicklung durchgemacht, die auch bei seinen Gedanken über Krieg und Frieden zur Geltung kommt.

Er hat zunächst Kants Traktat „Zum ewigen Frieden" eine Besprechung gewidmet, seine grundlegenden Gedanken aber finden sich in dem „Grundriss des Völker- und Weltbürgerrechts", der der „Grundlage des Naturrechts" von 1796 als zweiter Anhang beigegeben worden war.

Es bilden sich auf der Erde unabhängig voneinander verschiedene Staaten. Im Interesse der Bürger liegt es, dass sie sich gegenseitig die Sicherheit ihrer Angehörigen, falls diese sich in einen fremden Staat begeben, garantieren. Diese Gewährleistung erfolgt durch völkerrechtliche Verträge. Der Staat, der einen solchen Vertrag verletzt, setzt sich in ein Unrecht, das die andern zum Kriege gegen ihn legitimiert. Damit nun aber in diesem Kriege auch wirklich der Rechtsbrecher unterliege, ist es erforderlich, dass alle andern Staaten sich zusammenschliessen, um mit vereinten Kräften gegen ihn vorzugehen. Und so sollen die Staaten von vorneherein in einen Bund treten und sich dabei versprechen, dass sie im Falle eines Rechtsbruchs von

*) Es wurden die Uebersetzung der „Schweizer Novellen" von Emil Schering benützt und die Strindberg Biographie von Erik Hedén.

Seiten eines Staates, stehe dieser selbst im Bunde oder nicht, gemeinsam gegen diesen Staat Krieg führen werden, um ihn zu vernichten. Der letzte Sinn dieses Völkerbundes aber ist der ewige Frieden, der auch bei Fichte nun als der ideale Zustand im Leben der Völker erscheint.

Noch im Zusammenhang mit der „Grundlage des Naturrechts" ist die Schrift über den „Geschlossenen Handelsstaat" von 1800 zu würdigen. Die hier postulierte Schliessung des Handelsstaates wird unter anderem auch erfordern, dass der einzelne Staat seine natürlichen Grenzen erhält. Diese Grenzbereinigung wird allenfalls durch Krieg erfolgen müssen, und so bejaht hier Fichte den Krieg, der solchem Zwecke dient. Aber es ist seine Ueberzeugung, dass die Schliessung des Handelsstaates dann zugunsten eines dauernden Friedens wirken werde, ja diese Schliessung lässt sich teilweise gerade auch durch die Idee des ewigen Friedens motivieren. So steht auch hier wieder die Friedensidee schliesslich höher als der Krieg.

Die weitere staatsphilosophische Entwicklung Fichtes ist nun aber entscheidend bedingt durch jene geschichtlichen Faktoren, die für ihn und für alle Staatsdenker der nun folgenden Zeit von allerhöchster Bedeutung sind: durch den Zusammenbruch des alten Reiches, durch die Niederlage und die Unterjochung ihres deutschen Vaterlandes und durch die darauf folgende innere Erhebung mit ihrer Krönung durch die Befreiungskriege. Diese weltgeschichtlichen Ereignisse sind namentlich für Fichte von so entscheidender Bedeutung, dass seine spätere Staatsphilosophie und mit ihr seine Haltung gegenüber Krieg und Frieden in erster Linie unter ihrem Aspekte gewürdigt sein wollen. Man sollte sich so recht in jene ganze Zeit hineinversetzen können, wenn man den richtigen Standpunkt gewinnen will, von dem aus das politische Denken Fichtes von nun an betrachtet werden muss. Und auch da nun kommt uns das eigene Erlebnis unserer Zeit zu Hilfe, dieser Zeit, in der wir so manche Verwandtschaft mit jener Zeit am Anfang des 19. Jahrhunderts entdecken. So wird uns solch eigenes Erleben in unserem Verständnis für Fichte und seine Zeitgenossen fördern.

Als während des Krieges zwischen Preussen und dem napoleonischen Frankreich der Einmarsch der Franzosen in Berlin unmittelbar bevorstand, floh Fichte mit dem König und seiner

Regierung im Herbst 1806 nach Königsberg. Er glaubte, Fremdherrschaft nicht ertragen zu können, und er wollte für die Regierung tätig sein. Hier in Königsberg entstand nun unter solchen Umständen jener Aufsatz, der einer Ehrenrettung Macchiavells gewidmet sein sollte. Was Macchiavell zum innern Staatsleben gesagt hatte, das betrachtet zwar Fichte von vorneherein als überholt. Aber seine aussenpolitischen Rezepte seien nach wie vor aktuell, und Fichte bekennt sich nun voll und ganz zu den Maximen, die er für das Verhalten gegenüber andern Staaten aufgestellt hatte. Es sei den andern Staaten grundsätzlich mit Misstrauen zu begegnen und anzunehmen, dass sie jederzeit bei erster Gelegenheit versuchen werden, dem andern zu schaden, so oft es Vorteil verspricht. Der kluge Fürst wird immer mit dem Expansionsdrang der andern Staaten rechnen, und er wird nicht nur für wirksame Verteidigung sorgen, sondern er wird auch selbst aus eigener Initiative für seinen Staat Vorteile zu erlangen suchen. Denn was die andern mit Sicherheit tun werden, muss man sich nicht scheuen, von vorneherein selbst zu tun. Eine solche höchste Kriegsbereitschaft aller Staaten würde übrigens nach Fichte gar nicht schlecht einen dauernden Frieden garantieren, denn ein Staat wird nur dann Krieg beginnen, wenn er sich dem andern überlegen fühlt. Bis an die Zähne bewaffnete Staaten aber werden sich gegenseitig in Schach halten. — Der letzte Grund, warum der Staat jederzeit auf kriegerische Auseinandersetzung gerüstet sein muss, liegt darin, dass in zwischenstaatlicher Beziehung nicht das Recht gilt, sondern nur die Macht entscheidet. — Das sind die pessimistischen Töne, die Fichte unter dem Eindruck der Niederlage des Vaterlandes glaubte anschlagen zu müssen.

Im Sommer 1807 kehrte dann Fichte in das freilich immer noch besetzte Berlin zurück, und es ist bekannt, wie er dann in der nun beginnenden innern Erhebung, die die Befreiung geistig vorbereitete, eine führende Rolle gespielt hat. Er hielt seine „Reden an die deutsche Nation", und für uns ist in diesem Zusammenhang nun wichtig ein kurzer Vortragszyklus aus dem Sommer 1813 über den „Begriff des wahrhaften Krieges". Darin preist er als das höchste Gut auf dieser Welt die Freiheit. Nur die Freiheit gibt dem Leben Wert, und wo die Freiheit bedroht ist, muss um sie gekämpft werden. Und das Volk, das um

seine Freiheit und Selbständigkeit kämpft, kämpft einen gerechten Krieg, einen wahrhaften Krieg. Ein solcher wahrhafter Krieg ist nicht nur legitim, ein solcher Krieg ist sittliche Pflicht, denn das Leben muss um der Freiheit willen aufgeopfert werden, und der Tod ist der Knechtschaft vorzuziehen. In solchen Worten singt hier Fichte das Lob des Krieges, aber es ist nur das Lob des Verteidigungskrieges und des Krieges, der nach einer misslungenen Verteidigung zur Wiederbefreiung führen soll. Es sind Worte, die auch beim friedlichsten Volke Anerkennung finden werden, ja es ist in ihnen eine Ethik des Verteidigungskrieges, in dem es um die Freiheit geht, enthalten, wie sie auch bei uns in Zeiten der Gefahr verkündet wird. Und niemals wird man vergessen dürfen, dass diese Worte gesprochen wurden am Vorabend des grossen Befreiungskrieges, dessen hoffnungsvolle Anfänge Fichte gerade noch erleben durfte.

Was ist aber unterdessen mit seiner weltbürgerlichen Haltung, die wir in seinen ersten Werken getroffen hatten, geschehen? Ist sie vom Kriegsgedanken völlig überwuchert worden, oder lebt auch sie trotz allem noch weiter? Hierauf erteilt uns die klarste Antwort jenes so ausserordentlich wichtige Vorlesungsmanuskript von 1812 über die Rechtslehre, aus dem wir ersehen, in welchen Punkten Fichte bis zu seinem Ende seinen ursprünglichen Gedanken treu geblieben ist. Und da entdecken wir, dass er hinsichtlich des Völkerrechts all das, was er 1796 gesagt hatte, fast wörtlich beibehält. Am Ende aber kommt er noch auf das zu sprechen, was er inzwischen aus den Zeitereignissen lernen zu müssen glaubte, und das gibt uns nun Aufschluss darüber, welchen Platz diese neuen Gedanken über Krieg und Frieden, wie sie im „Macchiavell" und im „Begriff des wahrhaften Krieges" zutage traten, in seinem Gesamtdenken einnehmen sollten. Es zeigt sich da, dass seine ganze Bejahung des Krieges damit zusammenhängt, dass in seiner Zeit offensichtlich noch nicht das Recht, sondern die Macht im Staatenverkehr entscheidet. In der jetzigen Wirklichkeit muss man wohl oder übel sich auf ständigen Krieg einstellen, und da gelten die Rezepte Macchiavells. Aber es ist zu tiefst bedauerlich, dass es so ist; es sollte anders sein, und es muss anders werden. So gilt seine Kriegsbejahung nur für seine Zeit, die er ja auch in andern Zusammenhängen pessimistisch beurteilt hat; sie gilt nur ange-

sichts der jetzigen Wirklichkeit, mit der man sich abfinden muss. Nur jetzt entscheidet Macht und nicht Recht. Fichte ist weit davon entfernt, die Möglichkeit einer rechtlichen Ordnung zwischen den Völkern überhaupt zu bestreiten und etwa den Krieg und die Macht zu idealisieren. Im Gegenteil. Das Ziel und die sittliche Aufgabe ist und bleibt, wie aus dem Manuskript von 1812 eindeutig hervorgeht, der ewige Friede, auch wenn er gegenwärtig eine übermenschliche Aufgabe zu sein scheint.

In dieser Weise muss Fichte aus seiner Zeit und müssen seine Schriften in ihrem Zusammenhange miteinander verstanden werden.

Einflussreich waren die Zeitereignisse zum Teil auch auf die staatstheoretischen Werke der Romantiker, die man auf dem Wege, der von Kant zu Hegel führt, nicht übergehen darf. Bei ihnen wird dazu auch noch ein neuer Gesichtspunkt zu berücksichtigen sein. — Auf einen einheitlichen Nenner lässt sich die Romantik, was unsere Fragestellung betrifft, nicht bringen. Das zeigt sich gleich schon daran, dass von den Romantikern, die für unser Problem in Frage kommen, die einen, wie Friedrich Schlegel und Novalis, sich vornehmlich um den Friedensgedanken bemühen, während andere, wie Adam Müller und auch Schleiermacher zu gewisser Zeit sehr ausgesprochen die positiven Werte des Krieges betonen und die rechtliche Gemeinschaft der Staaten in den Hintergrund rücken.

Friedrich Schlegel hat sich zum Friedensproblem zuerst geäussert in einer Besprechung, die er Kants Traktat „Zum ewigen Frieden" widmete. Er begrüsst die Schrift und schliesst sich ihren Ergebnissen an. Das geschah in der Zeit, in der er überhaupt noch dem Rationalismus näher stand als dem romantischen Denken. Eigene Wege geht er dann aber in den nun zur politischen Romantik gehörenden „Philosophischen Vorlesungen" aus den Jahren 1804 bis 1806. Hier kommt der für die Romantik charakteristische Gedanke zur Geltung, dass ein jeder Staat eine eigene und eigentümliche Individualität bedeutet, deren Selbständigkeit gewahrt bleiben muss. Da aber eine jede Individualität ihren eigenen Gesetzen folgen muss, entsteht die Gefahr des Krieges zwischen den Staaten, und es taucht das Problem seiner Verhinderung auf. Jetzt hält Schlegel die Vorschläge Kants für unpraktisch. Er postuliert an ihrer Stelle zwei

Dinge, die den Krieg verhindern sollen: das Kaisertum im Sinne eines Königtums über den Königen, und die Hierarchie, die bei ihm die Verbindung aller Gelehrten und aller Geistlichen sämtlicher Nationen bedeutet. Diese Stände sollen das Band bilden, das alle Nationen umschlingt und eine gewisse Gemeinschaft der Staaten ermöglicht, ohne sie in ihren Individualitäten zu verletzen.

Und auf solch geistiger Grundlage will auch Novalis ein Reich des Friedens errichtet wissen. Er ersehnt die mittelalterliche Einheit zurück, die auf der Religion beruhte und erhofft von einer Erneuerung des religiösen Lebens den ewigen Frieden. Allein das sind Gedankengänge, die über das Staatsphilosophische weit hinausgehen und das Friedensproblem in Zusammenhänge stellen, auf die wir hier nicht eintreten können.

Staatstheoretisch bedeutsamer ist das, was Adam Müller in seinen Vorlesungen über die „Elemente der Staatskunst" vom Winter 1808/9 zum Kriegsproblem gesagt hat. Bei ihm nun steht die positive Wertung des Krieges im Vordergrunde, und es scheinen mir hier namentlich drei Gedanken beachtenswert zu sein, die alle auf gleicher Ebene liegen und uns zeigen werden, von welchem Gesichtspunkte aus dieser Denker gewürdigt sein will.

Es ist von der Natur gewollt, davon geht der erste Gedankengang aus, dass viele Staaten nebeneinander bestehen. Diese verschiedenen Staatsindividuen werden notwendigerweise miteinander in Streit treten. Dieser Streit kann von menschlichen Schiedsrichtern nicht geschlichtet werden, und er soll auch gar nicht geschlichtet werden, denn gerade diesen Streit hat die Natur mit ihrer Pluralität von Staaten gewollt, und zwar hat sie ihn gewollt im Interesse der einzelnen Staatsindividuen. Es soll so sein, dass die Staaten ständig sich aneinander messen müssen, denn nur so werden sie dazu angespornt, ihre Kraftanstrengungen im Innern auf ein Maximum zu steigern, nur so werden sie dazu angeregt, im Innern immer weiter zu streben und alle ihre Kräfte voll zur Entfaltung zu bringen. Nur die ständige äussere Reibung mit andern Staaten erhält den Staat im Innern in Bewegung, und nur wenn er in Bewegung bleibt, ist überhaupt Höherentwicklung möglich. In einem Zustand dauernden Friedens aber wird der Staat im Innern verknöchern,

die Kräfte werden erlahmen. Gäbe es auf der Erde nur einen Staat, einen Universalstaat, dann würde dieser in sich vertrocknen und versteinern, wie Müller sagt. Der Erstarrung entgeht ein Staat nur, wenn er durch andere Staaten immer wieder gereizt und erschüttert wird. So ist es einerseits zu vermeiden, dass durch die Bildung eines Universalstaates die Grenzen niedergelegt und die Auseinandersetzung zwischen staatlichen Individualitäten verunmöglicht wird, und andererseits ist es auch zu vermeiden, dass die Grenzen zu unübersteiglichen Mauern ausgebaut werden, wie Fichte es im „Geschlossenen Handelsstaat" wollte, denn dadurch wird ja ebenfalls jeder Verkehr und jede Auseinandersetzung unterbunden.

Noch etwas zweites weiss Müller zugunsten des Krieges zu sagen. Es lehrt ihn die Erfahrung, dass ein jeder Krieg die Volksgemeinschaft im Innern des Staates stärkt, die Bürger fester zusammenschweisst, sie die Gegensätze vergessen lehrt und ihr Gemeinschaftsbewusstsein erhöht. Die gemeinsame Gegnerschaft nach aussen lässt das Verbindende im Innern besser hervortreten, und je grösser die Gefahr, umso inniger wird man sich zusammenschliessen. So wirkt der Krieg als mächtiges Mittel der Integration zur staatlichen Gemeinschaft, wie wir heute es kurz nennen würden. Der Frieden aber umgekehrt, — und auch das scheint Müller die Erfahrung zu lehren, — wirkt desintegrierend. Im Frieden tauchen die Gegensätze im Innern wieder auf, und je länger er dauert, umso gefährlicher drohen sie zu werden, sodass schliesslich nur ein neuer Krieg wieder die so notwendige Integration wird bewirken können.

Damit im Zusammenhang aber steht ein Drittes. Wenn nämlich im Frieden sogleich wieder die innern Gegensätze akut werden und im Innern Streit entsteht, dann hängt das damit zusammen, dass der Streit an sich überhaupt eine notwendige soziale Erscheinung ist, die sich nie verbannen lässt. Der Streit hängt so sehr mit dem Wesen des Menschen zusammen, dass er notwendig immer da ist. Herrscht Krieg, dann wird da gestritten, ist der Krieg beendet, dann taucht das Moment im Innern des Staates wieder auf, denn Streit ist eine ebenso notwendige soziale Erscheinung wie der Friede. Und zwar ist er überall notwendig; es muss so sein, dass er bald im Innern, bald im Aussenverhältnis der Staaten auftritt, und so ist ganz ein-

fach der Krieg der Völker ein ebenso notwendiges Faktum wie der immer auch wieder eintretende Friedenszustand.

Auch solche Ueberlegungen scheinen mir auf Beobachtungen zu beruhen, deren Richtigkeit wir im heutigen Geschehen bestätigt finden. Es handelt sich aber wohl weniger um Ueberlegungen rechtlicher oder staatsphilosophischer Natur als vielmehr um soziologische Erkenntnisse. Und damit ist der Gesichtspunkt gewonnen, unter dem wohl das Denken Adam Müllers beurteilt werden will. Es geht bei ihm, wie überhaupt bei einem guten Teil der politischen Romantik, mehr um das Soziologische, und darin scheint mir denn seine Stärke überhaupt zu liegen. Einleuchtend ist das, was er hier zur Integration und zur Desintegration sagt, und einleuchtend ist der Hinweis auf das soziale Moment des Streites, auf die soziale Grundpolarität des Miteinanders einerseits und des Gegeneinanders andrerseits. Diese beiden Erscheinungen kommen in aller menschlichen Gesellschaft gleichzeitig vor und die eine wird so notwendig wie die andere hervortreten, was ja schon Kant mit seiner „ungeselligen Geselligkeit" so markant formuliert hatte. — Und dieses Soziologische würde ich nebenbeibemerkt denn auch für die Stärke Karl Ludwig von Hallers, des schweizerischen Vertreters der politischen Romantik, halten. Man mag seinem politischen Gedankengut noch so skeptisch gegenüberstehen, dort, wo er Soziologie treibt, sind hohe Verdienste wohl nicht zu bestreiten. Er hat uns aber hier nicht zu beschäftigen, da er den Problemen um Krieg und Frieden keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat.

In unserm Zusammenhang aber ist schliesslich noch Schleiermacher zu erwähnen, der zunächst noch unter dem Einfluss Kants und Fichtes zwar den Verteidigungskrieg als ein notwendiges Uebel billigte, aber entschieden gegen jeden Expansionskrieg auftrat, da er, der Theologe, den Krieg als etwas Widergöttliches empfand, der dann aber später, ähnlich wie Fichte, sich nach dem Zusammenbruch des Vaterlandes in vorderster Reihe um die Erneuerung bemühte und zur Erhebung aufrief und so, durch die Zeitereignisse beeinflusst, zu einer andern Einstellung gelangte. Nunmehr verbindet ihn mit Adam Müller die Anschauung, dass der Krieg eine objektiv notwendige Erscheinung sei und dass auch aus ihm, wie aus allem Streite, Fruchtbares hervorgehen könne.

Solche Bejahung des Krieges leitet endlich zu Georg Wilhelm Friedrich Hegel über. Er hat dem Kriege eine sittliche Rechtfertigung zuteil werden lassen, wie es keiner zuvor getan hatte. Wir werden sehen, dass aber auch das wiederum unter einem ganz besonderen Gesichtspunkt zu beurteilen sein wird.

Zunächst ist auszugehen von seiner Kritik, die er an den Ideen Kants geübt hat. Er tritt in seinen „Grundlinien der Philosophie des Rechts" von 1821 an die Idee eines Völkerbundes vom Standpunkte absoluter äusserer Souveränität eines jeden Staates heran, ein Standpunkt, den er schon früh, schon in der „Verfassung Deutschlands" von 1801 konsequent vertreten hatte. Diese absolute Souveränität wird der Staat uneingeschränkt aufrecht erhalten müssen, wenn er überhaupt Staat bleiben will. So wäre ein Staatenbund, der Streitigkeiten schlichten und einen ewigen Frieden bewirken sollte, nur dann möglich, wenn in allen Dingen immer Einstimmigkeit aller beteiligten Staaten bestünde. Eine jede Unterordnung unter einen Gemeinwillen bedeutete für einen Staat Preisgabe der absoluten Souveränität. Da aber solche allgemeine Uebereinstimmung erfahrungsgemäss meist nicht gegeben ist, kommt die Begründung eines solchen Bundes und die schiedsrichterliche Beilegung von Konflikten durch ihn nicht in Frage, sondern einziges Mittel zur Entscheidung des Streites kann nur der Krieg sein. Die absolute Souveränität der Staaten verunmöglicht ein Recht zwischen ihnen überhaupt, die internationale Ordnung ist ausschliesslich auf Macht aufgebaut.

Der Krieg aber ist nach Hegel nun eine Erscheinung, der ein hohes sittliches Moment eigen ist. Dieses Sittliche tritt vor allem in der Aufopferung, die vom Einzelnen verlangt wird, zutage. Die Aufopferung für die Unabhängigkeit des Staates ist für Hegel höchste sittliche Pflicht und höchste sittliche Leistung. Das aber nun muss im Zusammenhang mit seiner ganzen Staatsauffassung verstanden werden.

Hegel sieht sehr wohl, dass für eine Staatsauffassung, nach der der Endzweck des Staates in der Sicherung des Lebens und des Eigentums besteht, solche Aufopferung wenig sinnvoll sein muss, „denn diese Sicherheit wird nicht durch die Aufopferung dessen erreicht, was gesichert werden soll", sagt er. Wohl aber ist diese Aufopferung sinnvoll, wenn man wie Hegel den Staat

Einheitliches zurückgeführt werden können. Wir werden uns einerseits davor hüten müssen, das ganze Gedankengut einer bestimmten Grundidee zu unterstellen, sei sie nun mehr pazifistischer oder mehr kriegsbejahender Natur, und andrerseits darf für uns auch das nicht in Frage kommen, was wir in so zahlreichen, auch berühmten Betrachtungen über diese Zeit immer wieder vorfinden, nämlich diesen ganzen Fortgang der Gedanken unter einem einzigen Gesichtspunkt entweder im Sinne eines steten Aufstiegs zur Wahrheit oder aber eines allmählichen Niedersinkens zum Irrtum zu betrachten. Wir gelangen vielmehr zum Ergebnis, dass die einzelnen Denker gerade unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet und beurteilt werden müssen, und unbefangene Forschung wird versuchen müssen, diese verschiedenen Voraussetzungen abzuklären, unter denen hier philosophiert wurde und die richtigen Aspekte zu gewinnen, unter denen das Gedankengut bewertet werden muss. Wer sich dann aber den verschiedenen Ideen in dieser Weise ruhig hingibt, der wird aus ihnen wohl, auch wenn sie sich bisweilen widersprechen, neue Gesichtspunkte schöpfen zur Tatsache des Krieges und zur Aufgabe des Friedens.